

Hans-Christian Dany

SPEED

Eine Gesellschaft auf Drogen

Edition Nautilus

Ihr Blick schwenkt von der Kante hinab in eine Winterlandschaft, die sich im Rund eines dunkel abgehängten Filmstudios ausbreitet. Was am Boden wie gefallene Flocken liegt, schimmert weiß und eben nicht weiß, weil es etwas anderes ist. Vorsichtig schüttet ihre Hand ein wenig von der kristallinen Substanz aus der schwarzen Kleinbildfilmdose. Was da liegt, zerdrückt sie mit einer flachgelegten Scheckkarte. Das Knacken größerer Brocken weicht einem gleichmäßigen Schaben. Zwischen den Fingern kippt sie die Karte senkrecht, kehrt das Pulverisierte in eine schmale Bahn und streicht deren ausgefrans-te Seiten gerade. Jetzt putzt die Frau ihre Nase, betrachtet die Absonderungen, zerknüllt das Papiertaschentuch, wirft es weg, nimmt einen Schein aus dem Geldbeutel, rollt ihn bleistift-dick, führt das Röhrchen zum Nasenloch und beugt den Oberkörper nach vorn. Der papierene Rüssel setzt am Ende der Linie an und saugt die Straße mit einem Zug hinauf in die Schleimhäute. Als sei es nicht genug gewesen, befeuchtet sie ihren Zeigefinger mit der Zunge, tupft auf, was wie eine Staubs-pur liegen geblieben ist, und bewegt den Finger zur Nase: Es riecht nach Geranienblättern und einer kaputten Batterie. Sie leckt das bitter Schmeckende ab.

Eine Viertelstunde vergeht mit Zigaretten, als Muskeln be-ginnen, die Lunge zu weiten. Sie wird unruhig, atmet tief. Ein Gefühl der Enge stellt sich ein, der Wunsch, Platz zu schaffen. Sie greift nach Dingen, die auf dem Tisch stehen, und ord-net sie. Das geht schneller, als sie gedacht hätte. Sie setzt ihr Tun in der Küche fort, wechselt ins Bad, richtet die Betten, bis der Drang vor dem offenen Schlafzimmerschrank abrupt ver-schwindet.

Für das, was sie jetzt sieht, braucht sie ihre Augen nicht mehr. Entspannt wiegen sich ihre Gedanken. Ohne lange zu un-

terscheiden, durchdringt ihr Blick die Dinge. Ihre seifige Nase glaubt, das Gehirn zu riechen. Flüssigkeit sinkt durch das Dach des Oberkiefers und verbreitet im Gaumen den Geschmack frisch gewaschener Wäsche. Gedachte Worte fließen wie ein Gebirgsbach. Da keiner zuhört, nuschelt sie zu sich selbst.

Lässt die Wirkung nach, wiederholt sich alles: Sie baut wieder eine Straße und beugt sich über den Tisch. Mal fröstelt sie, und es fühlt sich an, als ob kühles Metall an einem empfindlichen Zahn entlangschrammt, Sekunden später massiert etwas Warmes die Nerven unter ihrer Haut. Von erhöhter Körpertemperatur nassgeschwitzt und durch ständige Toilettengänge entwässert, befeuchtet sie ihre staubigen Lippen mit einer Handfläche, die sich vom Schweiß klamm anfühlt. Dabei glänzen ihre Augen, während ihr Herz schlägt, als sei ihr ein zu schnell eingestellter Schrittmacher implantiert worden.

Vor dem Fenster geht zum dritten Mal die Sonne auf. An Schlaf in der Zwischenzeit kann sie sich nicht erinnern. Eine Stimme sagt, es sei jetzt an der Zeit für eine längere Wanderung. Sie nickt. Als ihr Körper beginnt, sich zu bewegen, wirkt die Haut wie in Benzin getränkt, ein Funken würde reichen, ihn in eine Stichflamme zu verwandeln.

Das Mittel zur Überwindung des vertrauten Verhaltens von Körper und Geist hat ein Chemiestudent schon 120 Jahre zuvor entdeckt. In brodelnden Glaskolben stellt der Rumäne Lazar Edeleanu in einem Experimentalseminar der Berliner Humboldt-Universität am 18. Januar 1887 eine bis dahin unbekannt organische Verbindung her. Für den angehenden Techniker ist es nur einer von vielen Versuchsaufbauten für seine Doktorarbeit *Über einige Derivate der Phenylmetacrylsäure und Phenylisobuttersäure*.

Der 25-Jährige ahnt nicht, was sich mit dem von ihm im Reagenzglas hergestellten 1-Phenylpropan-2-amin praktisch anstellen lassen wird. Er erkennt die Formel eines Kunststoffes, etwas damals noch weitgehend Unbekanntes. Aber er hat nicht die geringste Idee davon, dass er etwas entdeckt hat, das einmal den Namen »Speed« tragen wird – den Namen des Zustands, den die Menschen des kommenden Jahrhunderts für den erstrebenswertesten halten werden.

Statt einer neuen Vorstellung von Geschwindigkeit erkennt er ein chemisches Konstrukt mit der Masse von 135,21 g/mol, das in wässriger Lösung alkalisch reagiert und bei 203° Celsius siedet. Die formale Perspektive seiner Promotion bietet ihm gar nicht den Rahmen, sich mit der Wirkung des Stoffes auf das Nervensystem zu beschäftigen. Als alles danach aussieht, dass weder Substanz noch Formel über das Akademische hinaus einen Nutzen haben könnten, dokumentiert er die Experimente und legt sie im Archiv ab.

Jahrzehnte bevor Edeleanus Formel zu einer anwendbaren Technologie mit dem Namen Amphetamin wird, wird der Chemiker durch eine andere Entdeckung reich und berühmt. Er entwickelt mit dem Schwefeldioxid-Extraktionsprozess ein Raffinerieverfahren, das für die Erdölindustrie eine technische Revolution bedeutet. Diesmal ahnt er, dass er eine Goldader entdeckt hat, und gründet die Allgemeine Gesellschaft für Chemische Industrie, aus der später die Uhde Edeleanu hervorgeht. Edeleanu wird zu einem erfolgreichen Industriellen.

Erst ein halbes Jahrhundert später verwandelt sich Amphetamin in einen populären Gebrauchsgegenstand, der viele Namen trägt und in unterschiedlicher Form auftritt: als Pulver, Flüssigkeit oder Tablette. Aber nicht nur die Form, auch die Motive, den Kunststoff zu nutzen, sind vielfältig: Mal dient er zur Flucht aus der Wirklichkeit, mal hilft er, den Ansprüchen des Alltags gerecht zu werden.

Wie bei allen Drogen handelt es sich auch bei Amphetamin um eine chemische Verbindung, die nach ihrem Eintritt in den menschlichen Stoffwechsel auf das zentrale Nervensystem wirkt. Je nach Dosis und Darreichungsform löst der Fremdkörper dabei höchst unterschiedliche Reaktionen aus.

Die Vielfalt der Gebrauchswerte von Amphetamin hat aber nicht allein biochemische Ursachen, sondern wird stark durch die Umgebung bestimmt, in der Amphetamin zum Einsatz kommt. Diese gibt im hohen Maße vor, ob die Benutzer es als Medikament, Rauschmittel, Waffe oder Medium wahrnehmen.